

B u c h r e z e n s i o n

Klaus Marxen, Weiheraum, Bouvier Verlag, Bonn, 2015, 260 S., € 19,99.

Klaus Marxen tritt in die Fußstapfen seines berühmten Berliner Kollegen Bernhard Schlink und schreibt – als Emeritus – Romane (nach „Weiheraum“ ist „Lulin“ erschienen). Er knüpft an sein zeithistorisches und strafrechtspolitisches Interesse an: Die Handlung beginnt in der Weimarer Republik, läuft durch die nationalsozialistische Diktatur und endet in der alten DDR. Im Mittelpunkt steht ein Jurist, ein gewisser Liedke, der, als Sohn eines strengen Lehrers mit wenig Selbstvertrauen ausgestattet, gerade mal so seine juristischen Staatsexamina schafft (das zweite im dritten Versuch nach einer Ausnahmegenehmigung durch die Prüfungsbehörde), der sich dann aber als junger Staatsanwalt, gehorsam und fleißig, bewährt, und es so im NS-Staat bis zur Reichsanwaltschaft beim Volksgerichtshof bringt.

Im parallelen Erzählstrang verläuft die Geschichte einer tschechischen Familie, deren männlicher Teil (die Söhne) sich gegen die nationalsozialistischen Besatzer auflehnt, was letztendlich die weibliche Seite (Mutter und Tochter) mit ihrem Leben bezahlt. Der Staatsanwalt, der das Verfahren am ausgelagerten Volksgerichtshof in Wien führt, ist unser opportunistischer Durchschnittsjurist Liedke. Doch auch in diesem Fall werden seine – immerhin beginnenden – moralischen Skrupel von den vermeintlichen Staatsnotwendigkeiten – Bekämpfung volksfeindlicher Bestrebungen – verdrängt. Er beantragt also die Todesstrafe für die Schwester des Widerstandskämpfers, obwohl diese doch nur ihrem schwerverletzten Bruder in der Not geholfen hat, ohne selbst aktiv am Widerstand beteiligt gewesen zu sein. Doch ist das gerichtliche Zusammentreffen zwischen Nazi-Staatsanwalt und Widerstands-Schwester nur der Beginn des Endes des opportunistischen Liedke. Denn diese, seine letzte Tätigkeit in der staatsanwaltschaftlichen Bekämpfung des Widerstands wird ihm später in der alten DDR zum Verhängnis. Damit schließt sich der Kreis vom nationalsozialistischen Unrechtsstaat zum wenig rechtsstaatlich zimperlichen SED-Staat, der vermeintliche Nationalsozialisten als Hauptverantwortliche u.a. in den Waldheimer Prozessen zum Tode verurteilt hat.

Die Dramaturgie erhält das Buch nicht durch diese – im NS-Staat keineswegs außergewöhnliche – Juristen-Karriere, sondern durch das private Schicksal Liedtkes, dem es nicht vergönnt war, den Kinderwunsch seiner Ehefrau zu erfüllen, weshalb er sie, in eine immer stärkere Depression verfallend, zur Adoption eines Kindes aus der SS-geführten Lebensborn-Einrichtung überredet. Aber woher kommt das adoptierte Kind? Ist es vielleicht von der schwangeren Olga, deren Todesurteil Liedtke selbst herbeigeführt hat? Wenn sie aber schwanger war, warum hat er dann nicht auf Milde und eine Freiheits- statt Todesstrafe plädiert? Warum hat er es zugelassen, dass die Hinrichtung nur bis zur Entbindung ausgesetzt wurde und der todgeweihten Mutter dann das Kind – unter Vorspiegelung falscher Tatsachen – weggenommen wurde? All diese Fragen werden Liedtke bis zu seiner eigenen Hinrichtung nicht mehr loslassen. Sie werden für ihn zu

einer größeren Strafe als die durch das „Neue (sozialistische) Deutschland“ verhängte Todesstrafe. Sie beschäftigen auch seine – früh versterbende – Frau und ihre Schwester, die später zur dritten Mutter der kleinen – von den Liedtkes so genannten – Ingrid wird.

So erzählt *Marxen* anhand des berührenden Einzelschicksals einer unfreiwillig in den Widerstand verstrickten tschechoslowakischen Bürgerin von der Grausamkeit des NS-Unrechtregimes, das eben wegen solcher und vieler anderer schrecklicher Geschichten – leider! – viel mehr als nur ein „Fliegenschiss in der (deutschen) Geschichte“ (AfD-Politiker Gauland) gewesen ist. Das erzählerische Muster ist auch in der jüngeren Geschichte nicht einzigartig geblieben: Die Kinder der Opfer der Diktatur, etwa des faschistischen Argentiniens, werden von den Tätern adoptiert und suchen später nach ihrer verlorenen Identität. *Marxen* endet insoweit mit der jugendlichen Emanzipation Ingrids, das ist etwas abrupt, aber die Zukunft kann sich jede Leserin selbst ausmalen. Und ja, der Stil des Buchs erinnert manchmal zu sehr an einen juristischen Klausurfall, aber sonst ist *Fischers* Kritik (GA 2019, 360) zu unbarmherzig.

Prof. Dr. Dr. h.c. Kai Ambos, Göttingen/Den Haag